

Von dem Haus, das dem Gazastreifen am nächsten ist, hat nur der Schutzraum den Überfall der Hamas vom 7. Oktober überlebt, auch die Treppe hinauf zum Flachdach steht noch. Aber Chanan Cohen will da heute nicht hochklettern. Nicht, weil sie zu steil wäre, seine Ehefrau Edna Cohen schafft das ja auch mit ihren 85 Jahren – und obwohl er älter ist, ist er derjenige, der tendenziell besser zu Fuß ist. Doch Chanan Cohen, am 27. Januar 1938 als Kind von noch rechtzeitig aus Deutschland geflohenen Juden im britischen Mandatsgebiet Palästina geboren, will wegen der Aussicht nicht nach oben.

Die ist dort nämlich ziemlich gut. Nicht mal zwei Kilometer entfernt erkennt man die Häuser des palästinensischen Dorfs Khirbet Ikhza'a, aus dem am 7. Oktober die Terroristen kamen, die fünf Familienmitglieder der Cohens entführten und eines davon noch immer in ihrer Gewalt haben. Man sieht von hier in den Gazastreifen, in dem jetzt eigentlich seit einigen Stunden die Waffen schweigen sollten, nachdem sich Israel und die Hamas doch eigentlich auf einen Deal geeinigt hatten. Chanan Cohen zeigt den Kibbuz gern, wenn man ihn anruft und fragt. Er war seit dem 7. Oktober schon sechs Mal hier, heute ist das siebte Mal. Immer wieder kam wie heute auch seine Frau mit. „Ich kenne hier jeden Stein“, sagt er, „der Anblick von da oben ist mir heute zu viel.“

Ein letztes Kampfflugzeug donnert über den Gazastreifen. Dann Stille

Nach den Zeugnissen von Mord und Zerstörung, durch die Cohen gerade gegangen ist, ist die Aussicht fast eine Erholung. Die Felder zwischen Nir Oz und Khirbet Ikhza'a sind auf israelischer Seite längst wieder bestellt und leuchten grün. Es sei vor allem die kleine Straße zwischen ihnen, die er heute lieber nicht sehen mag, sagt Cohen – weil sie ihn zu sehr an andere Zeiten erinnert. Den Weg zwischen den Feldern sei er früher manchmal abends in Richtung Gaza geschlichen. Bei einem der UN-Soldaten, die bis 1967 im Gazastreifen stationiert waren, tauschte er damals Orangen gegen Whiskey. Obst hatte er im Kibbuz ja genug, und der Soldat hatte unbegrenzten Zugriff auf das Schnapslager der Truppe. So war jedem geholfen.

Chanan Cohen ist jetzt bald 87 Jahre alt, er kann unzählige Geschichten aus der Frühzeit des Kibbuz erzählen. Wie er etwa einmal in das Bad stürzte und dort den nackten Ariel Sharon unter der Dusche zur Rede stellte, weil der als so selbstherrlicher wie gefürchteter Armeekommandant seinen Jeep quasi im Vorgarten abgestellt hatte, statt wie alle anderen auf dem Parkplatz. Oder wie sein Mitbewohner, mit dem er sich einen Raum in einer Hütte teilte, ausgiebige Spaziergänge machen musste, wenn Edna zu Besuch kam. „Nein, er musste nicht, er durfte.“ Wie er damals bis zu siebenhundert Rinder in das Tal in der Nähe führte, bis sein Rücken das Cowboyleben nicht mehr mitmachte und er auf Reiseleiter umsattelte. Was für eine Herde man antreibt, ist letztlich ja egal. Und wie er dann irgendwann aus Nir Oz auszog, weil seine Edna dann doch herausfinden wollte, ob er mit ihr verheiratet ist oder mit der Kibbuz-Bewegung.

Wenn man heute in Nir Oz spazieren geht, trägt keiner mehr Schutzwesten und Helm. Edna Cohen nicht, sie trägt ein gestreiftes Hemd, auch Yiftach Cohen nicht, der Sohn der beiden, der sich jetzt beim Anblick des Feldweges daran erinnert, wie sie sich als Kinder ab und zu einen Traktor ausliehen und damit ans Meer fuhren, zum Baden an den Strand von Gaza. Einen Zaun, der die Gebiete getrennt hätte, gab es hier damals noch nicht, und Kontrollen, ob jemand schon eine Fahrerlaubnis hat, waren sowieso eher selten. Und auch Chanan Cohen trägt keine schussichere Weste, er hat ein schwarzes T-Shirt an, auf das ein Foto gedruckt ist. „Bring them Home“ steht über dem Bild geschrieben, es ist ein Solidariäts-Shirt für die von der Hamas entführten Geiseln. Darunter ein Foto von Gadi Moshe Moses, Cohens Schwager. Auch er, so hoffen sie, soll in den kommenden zweieinviertzig Tagen freikommen. Na ja, Ex-Schwager, wenn man genau sein will – er und Cohens Schwester Margalit haben sich getrennt und wohnen in zwei verschiedenen Häusern in Nir Oz, gerade mal hundert Meter voneinander entfernt. Aber Familie, das bleibt man in der engen Gemeinschaft des Kibbuz auch, wenn eine Ehe auseinandergeht. Und als Landwirtschaftsexperte, als Kapazität im Karotten- und Kartoffelanbau und Entwickler innovativer Konzepte zur Abwassernutzung, war Gadi Moses ein zentraler Pfeiler in dieser Gemeinschaft.

Obwohl Chanan Cohen seit einigen Jahrzehnten nicht mehr im Kibbuz wohnt, kommt er regelmäßig zurück. Drei Tage vor der Katastrophe hatte er sich hier mit den noch lebenden Pionieren der ersten Gründergeneration getroffen. „Da war Gadi nicht dabei, der ist ja erst 80, ein junger Hüpf“, sagt Cohen. Bei seinem Ex-Schwager war er zuletzt eine Woche vor dem 7. Oktober auf der Terrasse gesessen, auf dem Tisch steht eine Schale Obst, obwohl das Haus leer ist. Yiftach Cohen, mit 59 Jahren ein noch viel jüngerer Hüpf, holt den Schlüssel aus einem Versteck zwischen Pflanzenkübeln und sperrt auf.

Die Luft ist etwas abgestanden und muffig, die Räume liegen wegen der heruntergelassenen Rollläden im Halbdunkel und sind auf eine Weise verlassen, als wäre hier jemand in einen sehr langen Urlaub gefahren. Das sah gleich nach dem 7. Oktober sehr anders aus. Als sie merkten, dass sie überfallen wurden, ging nur Gadi Moses vor die Tür und gab den Terroristen seine Autoschlüssel und Geld, und er sagte ihnen, dass er allein sei. War er aber nicht, drinnen versteckten sich seine Lebens-

DI: Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

gefährtin Efra Katz, ihre zwei Enkeltöchter und ihre Tochter Doron Katz, die den Cohens nach ihrer Freilassung erzählte, was an diesem Morgen passiert war. „Wann hattest du Gadi das letzte Mal auf das Handy geschrieben?“, fragt Chanan Cohen jetzt seine Frau. „Am 7. Oktober, um 7.30 Uhr, halb acht“, sagt sie. Bei dieser Nachricht erschienen noch zwei Häkchen, jemand hat sie also gelesen, vielleicht Gadi Moses. Vielleicht nicht. Dann war das Handy aus.

Die Waffenruhe ist für sie erst Realität, wenn Gadi wieder bei ihnen ist

Der Trick von Gadi Moses, der die Frauen im Haus retten sollte, ging aber nicht auf. Die Kämpfer kamen später wieder und entdeckten die vier. Als sie von den Hamas-Männern in den Gazastreifen verschleppt wurden, wurde Efra Katz von einem Schuss getroffen und getötet. Wie sich später herausstellte, wurde das Geschoss wahrscheinlich von einem Hubschrauber der israelischen Armee abgegeben. Das Haus haben die Angehörigen aufgeräumt, so gut es ging. Selbst die Deko und den Nippes, für die Gadi Moses und Efra Katz anscheinend ein Faible hatten, haben sie wieder an ihre Plätze gestellt.

Dass es jetzt nach fünfzehn Monaten Krieg gar keinen Grund mehr für Schutzwesten und Helme in Nir Oz gibt, weiß die Familie Cohen noch nicht, als sie jetzt eine kleine Pause macht. Es ist 11.11 Uhr, als sich Edna Cohen oben auf dem Schutzraum auf einen Stuhl setzt. Vier Minuten später, so ist in einer Pressemitteilung von Israels Premier Benjamin Netanjahu zu lesen, tritt die Waffenruhe nach zahlreichen Verzögerungen und endlosen Psychospielen von beiden Seiten dann endlich in Kraft. Ein letztes Kampfflugzeug donnert über den Gazastreifen, man sieht es in der Schleierbewölkung nicht, hört es aber. Das Gewummern der Geschütze, das am Morgen noch mal richtig stark und in den vergangenen Stunden noch ab und an zu hören war, verstummt jetzt. Dann ist Stille.

Endlich ist der Deal da, auf den auch die Familie Cohen so lang gewartet hat. Und wie es wahrscheinlich oft ist mit historischen Momenten, bekommt es an diesem 19. Januar 2025 um kurz nach elf keiner so richtig mit. Chanan Cohen staft weiter zwischen den Trümmern herum. Enda Cohen schaut oben von ihrem Stuhl aus etwas erschöpft in Richtung Gazastreifen. Und Yiftach Cohen beobachtet etwas genervt eine Besuchergruppe. Dass er nicht mag, wie manche durch die Vorgär-

Wenn alles gut geht

Seit Sonntag gilt die Waffenruhe zwischen Hamas und Israel, die ersten Geiseln sind frei, den anderen Angehörigen bleibt nur das Warten. Und das Hoffen. Eine Fahrt mit den Cohens an den Ort, an dem alles anfang.

Von Moritz Baumstieger



Es war früh am Morgen, als die Terroristen am 7. Oktober 2023 den Kibbuz Nir Oz überfielen. Aber das soll nicht das Ende sein, sie wollen alles hier wieder aufbauen – größer, besser, schöner als davor. Es soll eben kein Mahnmal sein: „Keiner will in Auschwitz wohnen.“ FOTOS: BAUMSTIEGER

ten des Kibbuz trampeln und alles fotografieren, versucht er sich nicht anmerken zu lassen. Dass Yiftach Cohen es sogar „zum Katze“ findet, wenn sich manche der Katastrophentouristen hier oder da ein kleines Souvenir in die Tasche stecken, wird sein Vater einem kurz später zuraunen in diesem feinen Deutsch, das in den Dreißigern und Vierzigern in seinem Elternhaus nördlich von Tel Aviv gesprochen wurde.

Nir Oz ist jetzt seit fünfzehn Monaten ein Freilichtmuseum des Grauens, in dem keine mehr wohnt, in das aber tagsüber viele Gäste kommen. Das meiste liegt und steht noch genau so herum, wie es die Bewohner bei ihrer Flucht, Ermordung, Entführung oder der Evakuierung des Ortes hinterlassen mussten. Es sieht hier in großen Teilen noch genau so aus wie in dem Moment, als die Kämpfer der Hamas-Elitetruppe „Nukhba“ und die ihnen folgenden Plünderer mit ihrem Werk fertig waren. Es war 6.30 Uhr morgens an jenem 7. Oktober 2023, als die Kämpfer die Grenzanlage überwand, um spätestens 6.40 Uhr erreichten sie Nir Oz. In der ersten Angriffswelle seien es an die 150 Hamas-Kämpfer gewesen, sagt Yiftach Cohen, es folgten weitere. Einige kannten den Ort von früher gut, weil sie hier gearbeitet hatten, als Gaza von Israel noch nicht abgeschottet war, sagt Chanan Cohen.

Die Eindringlinge zogen erst um ein Uhr mittags wieder ab, die ersten israelischen Sicherheitskräfte erreichten den Kibbuz um zwei. Und fänden: abgebrannte ein-

stöckige Häuser, überall verkohltes Plastik, rußgeschwärzte Wände. Manchen der Leichen waren so zugerichtet, dass ihnen erst nach DNA-Analysen Namen zugeordnet werden konnten. Bei anderen brauchte es Experten aus dem Bereich der forensischen Archäologie, sagt Cohen, um überhaupt Spuren von sterblichen Überresten zu finden. Im Kindergarten lässt sich an den helleren Stellen an der Wand noch erahnen, wo einmal die Spielküche stand und wo ein Regal. Zertrümmerte Einrichtung liegt bis heute in Wohnzimmern und Küchen herum, eine Schutzraumtür in einem Flur, der dicke Stahl hielt einem Sprengsatz der Hamas nicht stand. Hier ein Kinderroller im Gebüsch, dort ein Rollator, an dem sich mittlerweile Pflanzen hochranken. In einem Haus ist die Uhr auf exakt 7.39 Uhr stehen geblieben.

An diesem Sonntag der Waffenruhe sind genau 471 Tage vergangen seit dem Überfall. Nur an acht dieser Tage wurde nicht gekämpft – während einer ersten Feuerpause im November 2023. Und jetzt ist sie endlich Realität, die Waffenruhe, die in einen permanenten Frieden münden könnte – wenn alles gut geht. Im grausamsten unter den vielen Kriegen, die im Gazastreifen schon gefochten wurden, sollen die Totenzahlen jetzt bei mehr als 800 israelischen Soldaten und nach Angaben des Hamas geführten Gesundheitsministeriums von Gaza mehr als 46 000 Palästinensern angekommen sein. Und die noch in Gaza festgehaltenen Geiseln sollen in den nächsten Wochen freikommen, mit

ihnen natürlich auch Gadi Moses – wenn alles gut geht.

Dass die Hamas-Kämpfer später an diesem Tag in den Straßen von Gaza feiern werden wie Sieger, dass sie plötzlich massenhaft in Tarnfleck, mit Sturmhauben und ihren grünen Stirnbändern eine makabre Show abziehen werden, wissen die Cohens jetzt zur Mittagszeit noch nicht. Das lange Hickhack um die Veröffentlichung der Namen der ersten Israelis, die freikommen sollten, verfolgen sie seit Tagen. Ständig plingen neue Nachrichten aus den Whatsapp-Gruppen der Familienangehörigen. Manches ist eher Hörensagen, aber es könnte ja auch sein, dass jemand schon belastbare Informationen hat, weil der erlösende Anruf kam, auf den sie ja letztlich alle warten. Die Unsicherheit, die all die Gerüchte nur befeuert, ist schwer zu ertragen für die Angehörigen.

Für die Geiseln gab es eine Tüte mit Hamas-Symbol. Die Übergabe als PR-Event

Als sich die Hamas zunächst weigerte, wie vereinbart eine Liste vorzulegen, war freigelassen werden soll, ließ Benjamin Netanjahu erst einmal weiterkämpfen. Irgendwann übermittelten die Herrscher von Gaza dann die Namen der drei Ersten, die freigelassen werden sollen: Romi Gonen, Doron Steinbrecher, Emily Damari.

Auch für die Kibbuzbewohner sind diese Listen eminent wichtig: Es hätte ja eine oder einer aus Nir Oz unter den Glücklichen sein können, die am ersten Tag des Abkommens in Freiheit kommen. Aus diesem kleinen Kibbuz, vor dem Überfall der Hamas hatten sie hier nicht mal 400 Einwohner, kommen so viele der Geiseln, dass sie die erste Phase des Deals fast allein benötigen würden, um alle freizubekommen. In dieser ersten Phase sollen 33 Gekidnappte innerhalb von sechs Wochen gegen mehr als tausend palästinensische Gefangene getauscht werden. Von den insgesamt 98 Menschen, die an diesem Sonntagmorgen noch von der Hamas festgehalten werden, tot oder lebendig, stammen 29 aus Nir Oz.

Yiftach Cohen, der seit dem 7. Oktober jeden Tag in den Kibbuz fährt, hat es im zentralen Schutzraum gezeigt: Auf einer Karte sind dort alle Häuser markiert, je nachdem, ob sie angegriffen wurden, geplündert, niedergebrannt. Bis auf sechs sind alle der 230 Häuser eingefärbt. Und neben jedes Haus auf dem Plan sind Punkte geklebt – Rot für tot, Blau für entführt. 57-mal Rot, 75-mal Blau, fast ein Drittel der insgesamt 251 Geiseln, die die Hamas

an diesem 7. Oktober mitnahm, kam also von hier. Yiftach Cohen ist überzeugt davon, dass das nicht das Ende ist. In drei Jahren soll der Kibbuz größer, besser und schöner dastehen als je zuvor, in wenigen Wochen soll mit dem Abriss und dem Neuaufbau begonnen werden. Nir Oz soll kein Mahnmal sein, Yiftach Cohen sagt es so: „Keiner will in einem Auschwitz wohnen.“

Als die Geiseln Romi Gonen, Doron Steinbrecher und Emily Damari einige Stunden später an diesem Sonntag und nur einige Kilometer nordwestlich von Nir Oz zu den Geländewagen des Roten Kreuzes geführt werden, werden sie von Schaulustigen fast erdrückt. Als Doron Steinbrecher durch den Mob zu ihrem Auto geführt wird, klettern Bewaffnete auf das Auto, um die Menge zurückzuhalten. In einen später veröffentlichten Video der Terrorgruppe wird es noch absurder: Die drei jungen Frauen bekommen durch die offene Fensterscheibe Zertifikate zugesoben, für ihre abgeleitete Geiselhaft. Dann bekommen sie noch Geschenktüthen gereicht, braune Pappaschen mit aufgeklebtem Hamas-Symbol.

Bitte lächeln. Eine Geiselübergabe als PR-Event.

Solche Bilder wollten die Israelis eigentlich dringend vermeiden, sie hatten mehrfach betont, dass es auch keine Fotos aus den Krankenhäusern geben werde, aber um 19.51 Uhr verschickt dann auch das Büro des Premiers entgegen allen Ankündigungen Aufnahmen der drei glücklichen jungen Frauen mit ihren Angehörigen. Romi Gonen fehlen Finger an der linken Hand, Doron Steinbrecher sieht blass und ausgezehrt aus, aber alles in allem erscheinen die beiden und Emily Damari zumindest dem Augenschein nach einigermaßen okay. Die Hamas scheint die ersten Freigelassenen eher nicht nach medizinischer Dringlichkeit ausgewählt zu haben, sondern eher danach, wer sie als Geiselnnehmer auf den ersten Bildern im besten Lichte dastehen lässt. In den kommenden Tagen, bei den nächsten Übergaben, wird das sicher nicht immer so sein.

Er ist zehn Jahre älter als der Staat, aber ehrlich, er hat nur wenig Hoffnung

Wie schwer der Weg zurück ins Leben ist nach der ersten Euphorie, wissen Edna und Chanan Cohen nur zu gut. Am 7. Oktober wurde nämlich nicht nur der Ex-Mann von Cohens Schwester entführt, sondern auch Maraglit Moses, Chanan Cohens Schwester. Sie ist acht Jahre jünger als er und hatte im Oktober 2023 gerade eine Krebserkrankung überstanden, war also dringend auf medizinische Nachversorgung angewiesen. Nach fünfzig Tagen Geiselhaft kam sie wie die Tochter von Gadi Moses neuer Partnerin und deren Kinder im November 2023 frei, wohnte dann zwei Monate bei ihrem Bruder in Lachisch, bevor sie wieder eine eigene Wohnung bezog.

Reden will er darüber nicht. „Kleine Schwestern sind immer anstrengend“, sagt Cohen nur. Details muss hier wirklich nicht jeder wissen, das sei alles viel zu persönlich. Und jetzt, ein Jahr später? „Sie spielt die Starke, so wie sie es immer getan hat“, sagt er nur. In den Tunneln von Gaza aber wird diese Charaktereigenschaft Margalit Moses und ihren Mitgeiseln sehr geholfen haben, obwohl selber krank, kümmerliche sie sich um gefangen genommene Kinder, das sagt Cohen noch, mehr nicht.

Nach zwei Stunden im Kibbuz sind alle erschöpft. Aber als jemand, der jahrzehntelang Menschen aus aller Welt als Reiseleiter durch das Heilige Land geführt hat, weiß Chanan Cohen natürlich, dass nur zwei Dinge die Stimmung heben können, wenn sie am Boden ist. Toiletten – und die finden sich im ehemaligen Speisesaal des Kibbuz, den sie kurz vor dem Überfall noch für zwei Millionen Schekel renoviert haben, mehr als eine halbe Million Euro. Und Essen, das aber gibt es hier nicht mehr, obwohl zwei Tische gedeckt sind. Auf einem liegen die Porträts der schon befreiten Geiseln aus dem Kibbuz wie Platzkärtchen. Auf dass alle hier irgendwann wieder gemeinsam das Brot brechen werden. Auf dem anderen Tisch sind die Bilder derjenigen Kibbuzbewohner, die noch Geiseln sind. Dort steht auch das Bild von Gadi Moses, das hoffentlich möglichst bald mit möglichst vielen an den anderen Tisch wandert – und nicht an die Wand im Flur, an der die Fotos der Getöteten und Gestorbenen hängen.

Chanan Cohen weiß natürlich auch, wo man hier in der Umgebung die größten Portionen auf den Teller bekommt. „Gutes Essen, echtes Essen“, sagt er. Auf dem Weg zum Restaurant geht es an all den anderen verwüsteten Kibbuzen vorbei, auch am Gelände des Nova-Festivals, vor dem heute gleich mehrere Besucherbusse parken. Der Asphalt ist nagelneu, auf der alten Straße gab es zu viele Spuren des Horrors.

Sein Onkel Yechiel, das hatte Cohen schon auf dem Weg nach Nir Oz erzählt, wurde 101 Jahre und drei Monate alt. Das gelte in seiner Familie seitdem als Messlatte. Ob er glaubt, dass in den Jahren, die er bis dahin noch hat, eine Lösung für Gaza, für das Westjordanland, für Nahost gefunden wird? Chanan Cohen, zehn Jahre älter als der Staat Israel, ist da eher pessimistisch – und nein, nicht nur wegen der Palästinenser. „Eine Mehrheit unserer Leute träumt von einem absoluten Sieg“, sagt er. Und das könne nicht gut gehen.

In Sachen Gadi Moshe Moses aber ist er optimistisch. Für den hoffentlich nahen Tag, an dem er freikommt, hat Cohen schon vorgesorgt. In einem Schrank daheim in Lachisch warte eine gute Flasche Whiskey darauf, geöffnet zu werden. Keine von damals, als er in den Sechzigerjahren Orangen tauschte, als der Kibbuz noch im Aufbruch und das Land voller Hoffnung war. Aber immerhin ein Whiskey, der achtzehn Jahre alt ist. Dann werden sie anstoßen: *L'chaim*, auf das Leben.



Chanan Cohen (re.) und sein Sohn Yiftach warten darauf, dass Gadi Moshe Moses freikommt, Cohens Ex-Schwager. Warten und hoffen, mehr bleibt ihnen nicht.